

bestehenden Angebot herausragend ist aber die Kombination mit einem E-Learning-System, welches begleitend zu dem Buch online verfügbar ist. Dadurch ist das Buch gut zum Selbststudium geeignet.

In einer Einleitung wird zunächst ein Überblick über den Begriff der Wissenschaft allgemein, der Kommunikationswissenschaft im Besonderen und des wissenschaftlichen Arbeitens gegeben. Dass für das Fachverständnis das Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) herangezogen wird, betont noch einmal die zugrunde liegende sozialwissenschaftliche Einbettung. Grundlegende Definitionen, Anforderungen und Arbeitsschritte werden überblicksartig erläutert, um den Rahmen für das Buch aufzuspannen. Was fehlt, ist ein Überblick oder eine Einordnung in methodologische Grundlagen und den wissenschaftstheoretischen Kontext. Abgerundet wird die Einleitung von einem Überblick über die verschiedenen Lehrveranstaltungstypen und mit Hinweisen zu Zeit- und Selbstmanagement im Studium. In den Tipps wird deutlich, dass die Inhalte des Buches bereits praktisch eingesetzt wurden, denn es werden typische und immer wiederkehrende Probleme eines Studienanfängers angesprochen, und es wird versucht, mit Lösungsvorschlägen vor diesen Fallen zu warnen. Dies gilt durchgängig für fast alle Beispieldokumente, Lerneinheiten und Arbeitshinweise.

Der Aufbau des Buches folgt dem klassischen Prinzip des wissenschaftlichen Arbeitens: Themenfindung, Literaturrecherche, Lesen, Schreiben, Reden und Präsentieren. Jedes Kapitel kann für sich erarbeitet werden, wobei es sinnvoll ist – und diese Empfehlung wird von den Autoren auch gegeben –, sie nacheinander zu bearbeiten. Die einzelnen Abschnitte nehmen den Leser im übertragenen Sinn an die Hand, die dargestellten Arbeitsschritte sind nachvollziehbar und vollständig, online sind vertiefende Texte und Aufgaben jeweils dazu verfügbar. Da das Buch den Anspruch hat, für Studierende im gesamten deutschsprachigen Raum Hilfestellung zu leisten, wird entsprechend auf verschiedene Angebote im Bereich der Literatur verwiesen; die dazugehörige Vernetzung im Onlineteil kann vielleicht dann auch tatsächlich zur Lektüre von Fachzeitschriften animieren. Darüber hinaus wird immer wieder auf unterschiedliche Standards in den einzel-

nen Instituten aufmerksam gemacht, so etwa hinsichtlich des anzuwendenden Zitationsstils oder mögliche zu beachtende individuelle Ansichten der Betreuungspersonen. Auf diese Art und Weise wird der Studierende gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht, dass er sich auch mit den Besonderheiten seines eigenen Studienstandortes vertraut machen muss.

Die Einführung kann selbstverständlich nicht alle Fragen und Probleme lösen, die sich einem Studienanfänger stellen. In Kombination aber mit den zur Verfügung gestellten Leseeinheiten, Checklisten und Aufgaben ist ein empfehlenswertes Einstiegswerk in die Welt des wissenschaftlichen Arbeitens gelungen. Dass dabei an einigen Stellen auch zur Diskussion stehende Punkte als eher selbstverständlich dargestellt werden (so z. B. die zwingende Notwendigkeit von Hypothesen bei empirischen Arbeiten oder eine kritische Auseinandersetzung mit den Begriffen Wahrheit und Objektivität), mindert diese Empfehlung nicht.

Wiebke Möhring

Johannes Raabe

Die Beobachtung journalistischer Akteure

Optionen einer empirisch-kritischen Journalismusforschung

Wiesbaden: VS, 2005. – 294 S.

ISBN 3-531-14033-7

Johannes Raabe resümiert in seiner Dissertation zunächst die Erträge der Journalismusforschung. Dabei unterscheidet er zwei Sichtweisen: Das personenbezogene Paradigma, das in der Frühzeit dominierte, wurde vom systembezogenen Paradigma abgelöst. Die Darstellung dieser Paradigmen ist eine kenntnisreiche und kritische Einführung in die deutschsprachige Journalismusforschung. Raabe liefert damit auch ein Register der Forschungsdesiderata: Die Journalismusforschung war, als sie die Systemtheorie aufgriff, zwar auf der Höhe der Theoriediskussion angelangt, allerdings auf Kosten des Akteurbezugs. Raabe diskutiert neuere integrative Ansätze, welche diesen Bezug wieder herstellen wollen.

Ein weiterer „blinder Fleck“ der systemtheoretischen Forschung ist das Verfahren, mit dessen Hilfe der Journalismus als Beobachtungsobjekt identifiziert wird. Es gibt eine Vielzahl unterschiedlicher Vorschläge für Referenzsys-

teme, Funktionen und Codes. Raabe beobachtet zutreffend: „Diese Setzungen, die alle weiteren Beobachtungen strukturieren, müssen vom systemtheoretisch arbeitenden Journalismusforscher bereits zu Beginn des Forschungsprozesses, buchstäblich am Schreibtisch, und nicht aufgrund empirischer Einsichten entschieden werden.“ Diese willkürlichen Setzungen sind keineswegs notwendig. Systeme sind beobachtbar, sie müssen sich als „institutionalisierte Handlungszusammenhänge identifizieren lassen und auch von den Gesellschaftsmitgliedern als solche wahrgenommen werden“ (Renate Mayntz). Die Forschung kann sich jedenfalls nicht von den in der Gesellschaft kursierenden Vorstellungen vom Journalismus abkoppeln und sich ihren eigenen „Journalismus“ erfinden.

Journalismusforscher haben auch ihre Schwierigkeiten mit der zentralen journalistischen Norm, der Objektivität. Die Theoriegeladenheit von Beobachtungen, auf die Raabe verweist, stellte bereits Karl R. Popper fest. Der beobachterrelative, deutende Zugriff auf die Realität ist kein Argument gegen den Realismus (wie Martin Seel und John R. Searle überzeugend nachgewiesen haben), sondern ein Grundgedanke des sozialen Konstruktivismus (nicht des radikalen, d. h. epistemologischen Konstruktivismus). Dieser Position nähert sich Raabe zwar an, wenn er sich selbst zu einem „sozialpraktischen Konstruktivismus“ bekennt, seine Unterscheidung der Varianten des Konstruktivismus hätte aber noch etwas deutlicher ausfallen können.

Fundiert behandelt Raabe die Begriffe „Struktur“ und „Handlung“ sowie ihren „Dualismus“, also ihre wechselseitige Bedingtheit. Hier stützt er sich auf Anthony Giddens und Andreas Reckwitz. Den Journalismus will Raabe über seine Strukturen identifizieren: über normative Regelstrukturen, generative Sinnstrukturen und konstitutive Regelmäßigkeitsstrukturen. Für Handlungserklärungen dürfe kein Determinismus von normativen Regeln oder Sinnstrukturen unterstellt werden. Hier macht Raabe auf die vernachlässigte kulturelle Dimension des Journalismus aufmerksam: Akteure sollten zwar nicht als „Personen“ oder „ganze Menschen“ berücksichtigt werden, wie es die Systemtheorie dezidiert ablehnt, aber als „soziale Akteure“, die deutend handeln, auch in der Auseinandersetzung mit Strukturen.

Zur Bestimmung der spezifischen „So-

zialität“ der Akteure verweist Raabe auf die kulturosoziologischen Grundkonzepte Pierre Bourdieu: Kapital, Raum, Habitus und Feld. Außer- und vorberuflich erworbene Dispositionen würden in die journalistische Handlungspraxis einfließen. Raabe präsentiert dazu die Ergebnisse einer Befragung von rund 600 bayerischen Journalisten. Bei der Milieuzugehörigkeit zeigen sich berufsspezifische Besonderheiten: 43 % der Journalisten gehören dem liberal-intellektuellen Milieu an, dagegen ist nur ein Zehntel der Gesamtbevölkerung dort anzusiedeln. Dies lässt eine besondere „Welt-sicht“ der Journalisten vermuten.

Raabes Ausführungen über Strukturen und Kultur bleiben weitgehend im Allgemeinen. Die Anwendung auf den Journalismus hätte noch konkreter ausfallen können. Gleichwohl bereichert er die aktuelle Theoriediskussion in der Journalismusforschung um einige wertvolle Anregungen.

Christoph Neuberger

Andreas Ziemann (Hrsg.)

Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien

Konstanz: UVK, 2006. – 290 S.

ISBN 3-89669-544-4

Ziel des vorliegenden Sammelbandes ist es, Medienbegriff und Gesellschaftsbegriff sowie Medientheorie und Sozialtheorie konsequenter als bisher miteinander zu verbinden. Dem Band liegt eine Tagung zugrunde; versammelt waren dort Referenten unterschiedlichster Provenienz. Der Herausgeber formuliert einleitend zu drei Themenkomplexen der Medien-, Gesellschafts- und Kulturtheorie neun Leitfragen für die einzelnen Beiträge: 1. Bieten die verwendeten Mediendefinitionen der Soziologie hinreichende Begriffsschärfe, sind sie aussichtsreich operationalisierbar? 2. Welche Medien lassen sich hinsichtlich verschiedener gesellschaftlicher Probleme auch historisch unterscheiden? 3. Welche gesellschaftsstrukturellen Entwicklungen führen zur „Mediengesellschaft“? 4. Eignet sich der Begriff „Mediengesellschaft“ zur Selbstbeschreibung der Gesellschaft? 5. Wie ist gesellschaftliche Ordnung einer (Medien-)Gesellschaft möglich? 6. Wie hängen gesellschaftliches Wissen und Medien zusammen? 7. Welche kulturellen und kognitiven Effekte